

dot:
books

ERIC L. HARRY **INVASION**



THRILLER

Über dieses Buch:

Keine Militärmacht der Welt ist so aggressiv wie China. Mit einem blitzartigen Überfall chinesischer Truppen auf Indien beginnt die Besetzung des gesamten asiatischen Kontinents, kurze Zeit darauf fällt nach einem erbarmungslosen Feldzug auch Europa. Die USA, von innenpolitischen Spannungen zerrissen, scheint dem Aufstieg der neuen Supermacht nichts entgegenzusetzen zu können. Der frisch gewählte Präsident Bill Baker ist die letzte Hoffnung der freien Welt. Doch während sich auf Kuba ein chinesisches Millionenheer auf die Invasion des amerikanischen Festlandes vorbereitet, muss Baker erkennen, dass der Feind schon längst im Weißen Haus angekommen ist: Inmitten seines engsten Beraterstabs sitzt ein chinesischer Spion. Aber der amerikanische Präsident hat noch ein letztes Ass im Ärmel ...

»Eric L. Harry ist ein brillanter Erzähler!« New York Times Book Review

Über den Autor:

Eric L. Harry wurde 1958 in Ocean Springs, Mississippi, geboren. Harry ist Absolvent der Marine Military Academy, außerdem studierte er Russisch, VWL und Jura u.a. an der Vanderbilt University, Nashville sowie in Moskau und Leningrad. Neben seiner Tätigkeit für sein mitbegründetes Öl- und Gasunternehmen schreibt Harry Thriller. Er lebt mit seiner Frau und seinen Söhnen in Texas.

Bei dotbooks veröffentlichte Eric L. Harry folgende Thriller:
»Gegenschlag«, »Kampfzone« sowie »Außer Kontrolle«

eBook-Neuausgabe Februar 2022

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 2000 unter dem Originaltitel »Invasion« bei Berkley, New York.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 2000 by Eric L. Harry

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2002 Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Pinder Lane & Garon-Brooke Associates, Kontakt: bob@pinderlane.com

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/moon007, tsuneomp, Savvaponf Photo und AdobeStock/natanaelginting

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (fb)

ISBN 978-3-96655-703-0

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen

Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Invasion« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Eric L. Harry
Invasion

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Bernhard Liesen

dotbooks.

Prolog

Dreitausend Meilen offene See trennen den nordamerikanischen Kontinent von Europa, viertausend von Asien. Diese geografische Lage garantiert ihm ein Ausmaß an Immunität gegen Einmischungen von außen, dessen sich keine andere Region auf dieser Welt erfreuen kann ... Zwei große Ozeane, ein friedliches Zusammenleben mit Kanada und ein beherrschbares Problem mit den Staaten im Süden vermitteln den USA ein grundlegendes Gefühl der Abgeschlossenheit und Sicherheit. Zudem sind sie fast vollständig aus eigener Kraft überlebensfähig - selbst bei völliger Einstellung aller Importe würde das Land »durchkommen« ... Auch im Atomzeitalter bleibt der Schutz durch zwei Ozeane von entscheidender Bedeutung für jene strategische Ausrichtung, die das Land seit seiner Gründung beherzigt hat. Die Meere schützen Amerika noch immer vor einer Invasion.

John Keegan und Andrew Wheatcroft, *Zones of Conflict: An Atlas of Future Wars* (1986)

*Montgomery, Alabama
14. September, 7:20 Uhr Ortszeit*

Wie konnte es nur so weit kommen?, fragte sich die achtzehnjährige Stephanie Roberts, weibliche Angehörige der U.S. Army im Rang eines Private, während sie auf die staubige, mit Sandsäcken gesicherte Straßensperre starrte,

die die neue Grenze im Inneren der Vereinigten Staaten markierte.

Stephie war das jüngste Mitglied der Squad, zu der außer einer weiteren Soldatin sieben männliche Infanteristen gehörten. »Ich vertraue dir nicht«, sagte Simpson - Spitzname Animal, »das Tier« -, während Stephie auf den Lastwagen kletterte. Sie war einen Meter siebenzig groß und wog gut fünfundfünfzig Kilogramm. Mit ihrem Gewehr sollte sie das einzige MG sichern, das ihrer Squad angegliedert war. Zu dem MG gehörte leider auch dieses Arschloch von Schütze, der mehr als doppelt so viel Gewicht auf die Waage brachte wie sie und sich jetzt neben sie auf die Bank fallen ließ. Der frühere Lineman des Football-Teams eines Junior College war zwar bereits neunzehn, hatte aber die emotionale Intelligenz eines Sechsjährigen. »Fotzen vertraue ich nicht«, flüsterte er Stephie zu. Der üble Mundgeruch des MG-Schützen ließ sie zusammenzucken. »Also renn mir nicht in die Schussbahn. Ansonsten muss ich vielleicht erst dich umlegen, bevor ich die Chinesen kaltmachen kann.« Die anderen Mitglieder von Stephies Squad ignorierten die Beleidigung.

»Von mir aus«, antwortete Stephie. »Übrigens stinkst du aus dem Maul.«

Es war ein heißer Tag. Horden von Flüchtlingen bevölkerten die Grenze der Sperrzone, die zweihundert Meilen nördlich der Küste von Alabama am Golf von Mexiko lag. Zweihundert Meilen nördlich von Stephies Heimat. Jenseits der Grenze des Sperrgebiets schien alles seinen gewohnten Gang zu nehmen. Nur einen Steinwurf von den Unterständen mit den Wachtposten entfernt flatterte Wäsche auf den Leinen. Die Einkaufsläden waren geöffnet, in den Städten herrschte geschäftiges Treiben. Die Menschen lebten ihr normales Leben. Zwar gab es die versteckten Maschinengewehre, Panzer und Raketen, doch dem nur oberflächlichen Blick wäre keine große Veränderung aufgefallen. Selbst das Lager der Evakuierten

erinnerte mit seinen Zelten, Wohnmobilen und Grills eher an einen sommerlichen Campingplatz in einem Nationalpark.

Die Grenze zur Sperrzone war mit Militär- und Highway-Polizisten bemannt. Nachdem sich die Schranke gehoben hatte, wurde der aus einem Dutzend Fahrzeugen bestehende Konvoi durchgewunken. Dieselmotoren knurrten und stießen gesundheitsschädliche Rauchschwaden aus, doch an diesem erstickend heißen Tag war Stephe selbst für diese Brise dankbar. Ihr Lastwagen passierte die Wachtposten, und Stephe drängte sich der Eindruck auf, sie würden Amerika verlassen.

Die am Straßenrand aufgetürmten Sandsäcke verschwanden, und ihr Auge glitt über den Asphalt. Sie befanden sich auf umstrittenem Territorium, zwischen zwei großen Armeen, in einem menschenleeren Niemandsland, das ruhig und verwaist vor ihnen lag, als würde es sich für den bevorstehenden Ausbruch der Gewalt wappnen.

Zwar waren keine neuen Landkarten erstellt worden, deren Linien das nun verunstaltete Gesicht der südöstlichen Vereinigten Staaten offenkundig gemacht hätten, aber der Kommandeur hatte der Infanteriekompanie blutbefleckte Karten gezeigt, die bei chinesischen Aufklärungstrupps konfisziert worden waren. Auf ihren Helmen oder Rucksäcken sitzend, hatten die jungen Amerikaner am Ende einer einwöchigen Feldübung schweigend die Karten herumgereicht. Es waren einhundertzehn frisch gebackene Infanteristen, die die äußerst harte Grundausbildung erst einen Monat hinter sich hatten und vor vier Monaten noch das abgeschirmte, komfortable Leben der Mittelklasse genossen hatten. Alle waren verdreckt und verschwitzt, wurden von Sonnenbrand und Moskitostichen gequält, hatten jede Menge Kratzer und blaue Flecken davongetragen. Sie stanken, und ihre zusammengesunkene Körperhaltung verriet ihre Erschöpfung.

Doch als die Karten von einem Soldaten zum nächsten weitergereicht wurden, machte sich brennender Zorn breit, der in zusammengekniffenen Augen glomm und sich durch rhythmisch zuckende Unterkiefer und den mörderischen, klauenartigen Griff verriet, mit dem sich die Finger in die Karten bohrten. Als die Lastwagen eintrafen, die sie in ihre behelfsmäßige »Kaserne« - ein nahe gelegenes Holiday Inn - bringen sollten, hatten alle die Karte gesehen. Sie saßen in einem großen Kreis da, doch niemand stand auf. Für Stephe verbanden sich diese Lastwagenfahrten mit der Aussicht auf die Rückkehr in ein Zimmer, das sie stets mit der neunzehnjährigen Becky Marsh aus Oregon teilte, sodass wenigstens halbwegs eine Art Privatsphäre gewährleistet war. Die Fahrten versprachen Duschen, Klimaanlage, weiche Betten.

Trotz ihrer schmerzenden Knochen weigerten sich die jungen Soldaten aufzustehen. Ihr Platoon-Führer, Lieutenant Ackerman, setzte demonstrativ einen verärgerten Gesichtsausdruck auf, konnte sich aber nur mit Mühe ein Grinsen verkneifen. Staff Sergeant Kurth, ihr Platoon Sergeant, lächelte nie, und seine Unteroffiziere hielten es genauso.

An diesem Tag führten praktisch die Soldaten ihre Offiziere in die Wälder zurück, wo sie eine weitere Woche damit verbrachten, Schützenlöcher auszuheben, Unterholz abzuhacken, auf Bäume zu feuern und rauchgeschwärzte Erdhügel anzugreifen. Denn schon jetzt wurden die Namen der Städte von Alabama auf den konfiszierten feindlichen Karten mit chinesischen Schriftzeichen wiedergegeben.

»Sichern und laden!«, bellte Squad-Führer Sergeant Collins, als die Lastwagen das Tempo beschleunigten. Der erste Einsatz ihrer neu formierten Einheit war eine Kampfpatrouille an Amerikas ungeschützten Stränden am Golf von Mexiko. Das metallische Klicken von Magazinen und Gewehrverschlüssen durchschnitt das permanente Geräusch des Fahrtwinds. Um sich etwas Kühlung zu

verschaffen, hatten sie die Seitenplanen hochgebunden, und Stephanie begann sich auf den vertrauten Anblick ihrer Heimat zu konzentrieren. Den mit Schlaglöchern übersäten, zweispurigen Highway kannte sie wie ihre Westentasche. Sie kamen an der Cafeteria vorbei, wo ihr Stiefvater auf der Rückfahrt von den Football-Matches in Tuscaloosa immer eine Pause eingelegt hatte, in der sie Erdnusskrokant aßen. Dann erkannte sie die große Tankstelle wieder, wo sie einen langen, heißen Tag darauf gewartet hatten, dass ihr undichter Kühler repariert wurde. Und schließlich war da der Verkaufsstand, wo es nach der unerschütterlichen Meinung ihrer Mutter die frischsten Wassermelonen dieser Welt gab.

Hingegen konzentrierten sich die anderen Mitglieder ihrer Squad auf andere Attraktionen am Straßenrand, etwa auf ein Plakat mit dem Foto einer berühmten Schauspielerin, die in Slasher-Filmen immer das Highschool-Flittchen gab, das sich leicht abschleppen ließ und teuer dafür bezahlen musste. Auf diesem Foto legte die Schauspielerin den Zeigefinger auf ihre rubinroten Lippen. Bei den Jungen provozierte das verführerische Plakat lüsterne Kommentare und Handbewegungen. Dabei übersahen sie, dass – nach dem Motto: »Feind hört mit!« – durch die Geste und über dem Foto davor gewarnt wurde, leichtfertig über militärische Geheimnisse zu plaudern. Stephanie fragte sich, wie sehr es wohl mit der Karriere der Schauspielerin bergab gegangen sein musste, wenn sie jetzt schon für die Regierung posierte.

In den Erdwällen an Straßenüberführungen hatte man Betonbunker installiert, deren Scherenfernrohre und elektronische Sendemasten in Richtung Süden ausgerichtet waren. Brücken waren mit orangefarbenen Schildern versehen: »Achtung! Alles zur Sprengung vorbereitet!« Das in der Ferne liegende, offene Weideland – potenzielle Landezonen, wenn eine feindliche Transportmaschine todesmutig auf amerikanische Flugabwehrstellungen

zufliegen sollte – war mit schwarzen Kratern übersät, die auf vorprogrammierten Artilleriebeschuss zurückgingen und jede Landung vereiteln sollten. Überall entlang der Straßenränder standen in regelmäßigen Abständen dreieckige Schilder mit Totenköpfen und gekreuzten Knochen auf gelbem Hintergrund, die davor warnten, die Seitenstreifen zu betreten, da diese bereits vermint waren. Die Warnschilder flogen an den Lastwagen vorbei, während diese sich immer mehr der gefährlichen Küste näherten.

Hin und wieder kamen sie an Kleinstädten vorbei, die von amerikanischen Pionieren geradezu geplündert wurden. Tieflader wurden mit allem beladen, was irgendeinen militärischen Nutzen haben konnte: tragbare Generatoren, Schaufelbagger, Transformatoren, Propangastanks. Was die Pioniere nicht transportieren konnten, wurde zerstört. In allen Windrichtungen sah man schwarze Rauchsäulen aufsteigen. Gelegentlich musste der Lastwagenkonvoi wegen der Abbrucharbeiten anhalten. Die Sprengung eines stählernen Wasserturms wurde von den wartenden Infanteristen mit Gejohle und Gebrüll kommentiert. Auf dem umstürzenden Tank war noch eine verwitterte Inschrift zu erkennen: »Go Wildcats! Division II Basketball Champs 2001-2002.« Nach der großen Explosion ahmten die männlichen und weiblichen Infanteristen das Spektakel mit Handgesten und speziellen Geräuschen nach. Alle waren vor Aufregung auf den Beinen. *In Wirklichkeit haben alle Schiss*, dachte Stephanie, der trotz der Hitze ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Während der nächsten halben Stunde rollte immer wieder der Donner von Detonationen über die Landschaft, die in der Nähe oder weiter weg von unsichtbaren Pionieren gezündet wurden. Doch im Gegensatz zu dem Spektakel des kollabierenden Wasserturms hatte das jetzt den gegenteiligen Effekt. Die dumpfen Explosionen, die ihre Eingeweide durchschüttelten, ließen das aufgeregte Geplapper bald verstummen. Noch war der Krieg nicht

nach Amerika gekommen, doch die Explosionen waren die Vorboten des Todes und zerrten an ihren Nerven. Der Blick der jungen Infanteristen richtete sich nach innen. Verantwortlich dafür war der von den Gleichaltrigen ausgeübte Erwartungsdruck. Niemand lamentierte laut darüber, was vor ihnen lag – außer Becky. In dem Holiday Inn hatte Stephies Zimmerkameradin zwei volle Wochen damit verbracht, sich in den frühen Morgenstunden alles nur erdenkliche Unheil auszumalen, und auch Stephies Flehen, sie endlich schlafen zu lassen, konnte sie nicht davon abhalten.

Während der Konvoi weiterhin auf die Küste des Golfs von Mexiko zurollte, wurde er von einem dichten, niedrig hängenden Dunst eingehüllt. Wegen des erstickenden Gestanks hielten sich einige mit Taschentüchern Mund und Nase zu. Stephe erinnerte sich an einen Sommerurlaub in den kanadischen Rocky Mountains. Sie war acht Jahre alt gewesen, und damals war ihr zum ersten Mal der Geruch eines Waldbrands in die Nase gestiegen.

Der Großbrand, dem jetzt die Wälder von Alabama zum Opfer fielen, war nicht zu sehen, aber auch die den Highway säumenden Bäume glichen mittlerweile nur noch verkohlten Gliedern mit schwarzen, in den Himmel weisenden Fingern. In kalten Nächten würden die Chinesen keinerlei Holz mehr finden, um Hütten bauen oder Lagerfeuer entzünden zu können. Kein Unterholz würde ihnen Deckung vor dem tödlichen amerikanischen Feuer verschaffen. *Nichts als Tod und Verwüstung wird auf sie warten*, dachte Stephe, die vor Wut kochte. Ihr Kiefer knackte laut, fast so, als wäre ein Zahn gebrochen. Ihr Gesicht war wutverzerrt, und sie musste gegen die Tränen ankämpfen. Wenn sie zornig war, stiegen ihr immer Tränen in die Augen.

Doch das fiel nur John Burns auf, einem neben ihr sitzenden Private First Class, der sie anblickte und sie mit

einem angedeuteten Lächeln bedachte. Dann schloss er die Augen, um erneut einzuschlummern.

Anfangs war er der Einzige unter den fast zwei Dutzend Soldaten auf dem Lastwagen, der sich entspannt ausruhte. Schulter an Schulter saßen die Mitglieder der beiden Squads und die MG-Schützen auf den Bänken. Der heiße Wind erstickte jedes Gespräch. Von John abgesehen starrten alle mürrisch schweigend auf die in Rauchwolken gehüllte, verwüstete Landschaft. Sie pressten ihre Waffen gegen den Körper, als würde ihnen das eine gewisse psychologische Beruhigung verschaffen.

Dennoch begann schließlich einer nach dem anderen einzunicken. Schon bald, als sie ihren Blick in die Runde schweifen ließ, stellte Stephanie verwundert fest, dass alle ihre Kameraden in einen tiefen Schlaf gefallen waren, selbst Animal, der neben ihr sitzende Muskelprotz, der sich im Schlaf zu ihr herüberneigte.

Kurz darauf spürte auch Stephanie Müdigkeit. Die Geräusche der Reifen, die in regelmäßigen Abständen über die Nähte der alternden Asphaltdecke glitten, wirkten fast hypnotisch. Durch die starre Aufhängung des betagten Lastwagens schaukelte dieser permanent hin und her. Aber Stephanie hatte sich in einem fahrenden Vehikel noch nie behaglich genug gefühlt, um dort Schlaf oder auch nur Entspannung zu finden.

John Burns warf Stephanie erneut ein Lächeln zu, bevor er wieder die Augen schloss und den Kopf mit dem Helm gegen den Stahlrahmen lehnte, der die Plane hielt. Stephanie hatte das Lächeln des dunkelhaarigen Jungen erwidert, der etwas älter war als die anderen in dem Platoon und deshalb eigentlich schon als Mann gelten musste. Dieses Lächeln war eine Gewohnheit, die ihr aus der Zeit auf der Highschool geblieben war. *Die Highschool*, dachte sie. *Die Highschool!* Vor vier Monaten hatte man ihr auf der Bühne der Schule ihr Abschlusszeugnis überreicht. Am Abend des Highscholl-Balls war sie mit ihrem Freund, Conner Reilly,

dem von seiner Einheit Urlaub gegeben worden war, bis zum Morgengrauen in einem Mietwagen von einer Party zur anderen gefahren. *Vor vier Monaten.*

Sie fühlte sich deprimiert, angespannt, entmutigt und plötzlich völlig unvorbereitet auf das, was ihr jetzt bevorstand. In der Stille dieses Spätsommermorgens beherrschte eine einzige Frage die Gedanken der Achtzehnjährigen: *Wie konnte es nur so weit kommen?*

Szenen eines lange zurückliegenden Krieges flackerten über den Bildschirm. Vor dem Fernseher saß die zehnjährige Stephanie Roberts. Ihre Mutter ignorierte die grobkörnigen Kriegsbilder, die in der abendlichen Nachrichtensendung ausgestrahlt wurden. »Der Eintritt thailändischer Armeekräfte in den Krieg in Vietnam hat wenig dazu beigetragen, den Vormarsch der Chinesen zu verlangsamen.« Als die Nachrichten sich einer langweiligen Zeremonie in Korea widmeten, wandte sich Stephanie wieder ihrem Tagebuch zu. »Sally H. hat heute gesagt, dass wir echt scharf aussehen würden, wenn wir unsere Zahnsparren herausnähmen, dass Gloria B. aber eine Nasenkorrektur braucht. Ich hab's Judy erzählt, die diesem gemeinen James Thurmond gegenüber ihre Klappe nicht halten konnte. Der hat's Gloria weitererzählt, die jetzt wirklich *stinksauer* auf *mich* ist, und zwar aus einem völlig falschen Grund!« Der Reporter erklärte, die amerikanischen Truppen hätten sich zurückgezogen, weil das eine Bedingung für die Wiedervereinigung des Nordens und des Südens gewesen sei. Am Vorabend einer landesweiten freien Wahl sei die nordkoreanische Regierung auseinander gefallen, weil ihre Führer aus Furcht vor Vergeltung aus dem Land geflohen wären. Sowohl China als auch Südkorea seien eingeschritten, um Gewalttätigkeiten niederzuschlagen. Die beiden Armeen seien aufeinander geprallt, und China habe die gesamte

Koreanische Halbinsel besetzt, den Norden und den Süden. Jetzt zelebriere die von den Chinesen gestützte Marionettenregierung die lange herbeigesehnte Wiedervereinigung des Landes. »Ich muss James Thurmond fertig machen!«, schrieb Stephanie in ihr Tagebuch, während sie mit der anderen Hand den Ton des Fernsehers abschaltete. »He, he!«, ermahnte sie ihr Stiefvater, der nach der Fernbedienung griff. Jetzt lauschten sie einem Bericht, der auch das Schicksal der Firma ihres Stiefvaters betraf. Trotz eines sinkenden Ausgabenbudgets für die Verteidigung genehmigte der Kongress Milliarden Dollar für einen Raketenschutzschirm. Stepnies Stiefvater strahlte.

»Vielleicht hast du jetzt endlich mal den Mumm, dich um eine Gehaltserhöhung zu kümmern«, kommentierte ihre Mutter. Stephanie ging nach draußen und schlenderte während des Sonnenuntergangs über Alabama barfuß am Strand entlang. Ihre Gedanken galten einem Plan, wie sie James Thurmond, *den Bösen*, gesellschaftlich vernichten konnte.

Das blaue Wasser des Golfs von Mexiko wirkte nicht mehr so wie in Stephanie Roberts Jugend, aber schließlich war nichts mehr so wie früher. »First Squad, *abgesessen!*«, brüllte Sergeant Collins. »Haltet euch vom Strand fern, der ist vermint! Ein bisschen lebhafter, Leute!« Mit Waffen und Gepäck kletterten die sechs Männer und die beiden Frauen der Squad von dem Lastwagen herab. Tony Massera, ein Private aus Philadelphia, stand bereits auf der Straße und blinzelte in den mittäglichen Sonnenschein. Dann setzte er die von der Army ausgegebene Sonnenbrille auf. »Herrscht in Alabama immer so eine beschissene Hitze, Roberts?«

»*P-Puh-ssy*«, hustete Animal hinter vorgehaltener Hand. »*Puh-Puh-Pussy!*« Damit endete der vorgetäuschte Hustenanfall. Grinsend vergewisserte sich Animal, ob

Massera richtig verstanden hatte. Wäre die Obszönität von irgendeinem anderen gekommen, hätte der drahtige, harte Massera, zweiter Mann am MG, ihn mit Sicherheit mit einem vernichtenden Blick bedacht oder ihn gleich mit ein paar Schlägen zu Boden geschickt. Aber der riesige MG-Schütze, den alle nur »Animal« nannten und der ihrer Squad mehr oder weniger permanent angehörte, war ein rauer Verteidiger des Football-Teams von Ohio, der alle anderen überragte. Folglich verkniff sich Massera einen Kommentar. Animal räusperte sich. »Tut mir Leid. Scheiße! Muss mir 'ne Erkältung gefangen haben, Antonio.«

»Tony«, berichtigte ihn Massera zum hundertsten Mal, seit die MG-Teams den Platoons zugewiesen worden waren. Sonst hatte niemand etwas zu sagen.

Mit zwölf Jahren hatte Stephe an den Weltereignissen noch weniger Interesse gezeigt, aber sie erinnerte sich genau an den Tag, an dem ihre Klasse auf den großen Bildschirm im Internetaum ihrer Schule gestarrt hatte. Ein erwachsener Mann, der indische Premierminister, stand weinend auf einem Kai in Bombay. Der Anblick fesselte die Schüler der siebten Klasse. Sie waren jung genug, um sich vage an den besorgten Erwachsenen zu orientieren, aber noch nicht alt genug, um den Grund von deren Unbehagen völlig zu verstehen. Indische Zivilisten und Soldaten gingen hastig an Bord eines überfüllten grauen Zerstörers. »Weiß jemand, warum der indische Premierminister nicht mit den anderen auf das Schiff geht?«, fragte die strenge Lehrerin die Klasse. Niemand antwortete. »Obwohl pakistanische und chinesische Truppen vor den Toren der Stadt stehen?« Als wieder keiner eine Antwort riskieren wollte, gab die Lehrerin seufzend selbst die Erklärung. »Weil es ein *britisches* Schiff ist.« Dies war eine Klasse für die besonders begabten Schüler, und Stephe kam es vor, als würden sie ihre Lehrerin im Stich lassen. »Er war zu stolz,

um sein Land an Bord eines ausländischen Schiffs zu verlassen.« Alle starrten auf den weinenden Premierminister. Stephanie hob die Hand, und als die Lehrerin sie aufrief, fragte sie höflich, was mit dem Mann geschehen sei. »Er wurde exekutiert«, antwortete die Lehrerin. »Durch eine Kugel.« Der konsternierten Stephanie fiel nicht mehr als ein »Danke« ein.

»Klappe halten und aufrödeln!«, bellte der Squad-Führer, obwohl niemand der hinter dem Lastwagen wartenden Soldaten etwas gesagt hatte. Mit seinen zwanzig Jahren war Sergeant Collins der Älteste von ihnen, und er wirkte nervös. »Nur für den Fall, dass ihr Schwachköpfe es nicht mitgekriegt haben solltet, wir sind hier an der *Küste!*«

Natürlich war das niemandem entgangen. Auf dem Weg zur Küste war das Terrain immer flacher geworden. Vor über einem Monat hatten die Pioniere des Corps of Engineers ihr Zerstörungswerk in den Geisterstädten außerhalb von Mobile beendet. Damals hatte Peter Scott gesagt, die Szenerie mit den rauchgeschwärzten Trümmern von Krankenhäusern, Schulen und Gerichtsgebäuden wirke schon jetzt wie nach schweren kriegerischen Auseinandersetzungen. Aber Stephanie hatte anhand der Titelblätter von Nachrichtenmagazinen die totalen Verwüstungen des wirklichen Krieges genau studiert. Die vorsätzliche Zerstörung öffentlicher Gebäude war nichts gegen die Mondlandschaften, die in Yokohama, Singapur oder Bombay zurückgeblieben waren. *Und in Tel Aviv*, dachte sie erschauernd.

Der erste Anblick der Küste des Golfs von Mexiko, wo sie durch die hohen Kiefern hindurch den azurblauen Horizont sah, hatte Stephanie einen Schock versetzt und dafür gesorgt, dass sich ihr der Magen umdrehte. Von der Küstenstraße aus hatten einige Soldaten auf den Strand gestarrt, als könnten sie so ihren inneren Dämonen gegenüberreten,

andere hatten ihre Helme gegen die hochgestellten Visiere ihrer M-16 gelehnt und auf ihre Stiefelspitzen gestarrt.

Als Stephanie dreizehn war, hatte ihre Fußballmannschaft die Landesmeisterschaft gewonnen. Die ganzen neunzig Minuten lang spielte sie auf ihrer Position im Mittelfeld. Wenngleich sie das goldene Tor, das ihrer Mannschaft den Sieg bescherte, weder geschossen noch vorbereitet hatte, rannte sie sich die Lunge aus dem Hals. Sie hetzte von Strafraum zu Strafraum, ging keinem Kopfballduell aus dem Weg und schlug saubere Pässe, obwohl ihre Beine von dem einwöchigen Turnier schmerzten. Der größte Augenblick ihres bisherigen Lebens kam in den letzten Minuten des Spiels, als sie mit einer fairen Grätsche eine hundertprozentige Torchance ihres Gegenspielers vereitelte. Als der Abpfiff kam, ließen sich alle Spielerinnen bäuchlings auf den regennassen Rasen fallen. Es war ein einziges Durcheinander von Umarmungen, Jubel und Tränen, ein wahrer Siegestaumel. Zu Saisonbeginn hatte ihr Trainer versprochen, dass als Belohnung ein Trainingslager winke, wenn sie die Meisterschaft gewinnen würden, was durchaus nicht unrealistisch sei ... Ein Trainingslager in Südfrankreich! Fünf Tage pro Woche hatten sie trainiert und alle regulären Saisonspiele absolviert. Dann fuhren sie zu weit entfernt stattfindenden Turnieren, wo sie noch am selben Tag ihr Match bestritten. Aus Angst, alles noch vermässeln zu können, einigten sie sich vor dem Viertelfinale der Landesmeisterschaft, nicht über die Frankreichreise zu reden, aber als sie nach dem gewonnenen Halbfinale das Spielfeld verließen, brüllte eine dreckverschmierte Sally Hampton Stephanie ins Ohr: »Wir fahren nach *Frankreich!*«

Und sie hatte Recht behalten. Sie hatten die Landesmeisterschaft gewonnen.

Über die Siegesschreie hinweg hörten alle die Stimme ihres Trainers. »Tut mir Leid, Mädchen!«, rief er in einem entschuldigenden Tonfall. Alle blickten ihn an. »Es wird nicht möglich sein, nach Frankreich zu fahren.« Ein paar Spielerinnen reagierten mit einem entgeisterten »Wie bitte?«, andere fragten lautstark nach dem Grund. Der Trainer antwortete, dass die Franzosen das gemeinsame Trainingslager wegen des Krieges im Indischen Ozean abgesagt hätten. »Können wir nicht trotzdem fahren?«, fragte Gloria Wilson, die Torhüterin des Teams. »Eure Eltern halten das für zu gefährlich«, antwortete der Trainer stirnrunzelnd. Die Mädchen, die noch immer auf dem Rasen lagen, sprangen auf und stürzten auf ihre Eltern zu, um sie mit allen erdenklichen Argumenten zu überzeugen. »Statt des Schiffs werden wir ein *Flugzeug* nehmen!«, schlug eine Spielerin vor. »Der Krieg ist doch tausend Meilen weit weg!«, sekundierte eine andere. »Aber Sie haben es uns *versprochen!*«, lamentierte in leidendem Tonfall eine Dritte. Der Trainer streckte die Hände aus, um den Aufruhr zu besänftigen. »Es tut ja allen furchtbar Leid, Mädels, aber nachdem Europa die Schlacht gegen China im Indischen Ozean verloren hat, ist es einfach nicht mehr sicher, nach Übersee zu reisen. Niemand weiß, was jetzt passieren wird.« Die Mädchen waren am Boden zerstört, einige Unentwegte heulten und lamentierten noch auf dem Weg zum Bus. Dass Stephanie nicht weinte, lag einzig und allein daran, dass sie ihren Vater erblickte, ihren *leiblichen* Vater, der immer noch auf der Tribüne saß. Als Stepnies Mutter ihren Exmann sah, rollte sie die Augen. Schon seine bloße Anwesenheit ließ sie vor Wut kochen.

Stephie rannte zu ihrem Vater, der sie in die Arme nahm und fest an sich drückte. »Ich bin stolz auf dich!«, flüsterte er ihr durch ihr Haar hindurch ins Ohr. Dann drückte er ihren Kopf an seine Brust. »Wie du die ganze Zeit gerannt bist! So viele gewonnene Kopfballduelle, und deine Pässe kamen alle an! Dass du der besten Spielerin der anderen

Mannschaft in letzter Minute den Ball vom Fuß genommen hast, hat die Partie entschieden!« Stephe strahlte ihn an, achtete dabei aber darauf, nicht die Zähne zu entblößen. »Du kannst ruhig richtig lächeln«, sagte ihr Vater, während er ihr Kinn anhob. »Inzwischen trägst du doch keine Zahnsperre mehr. Außerdem warst du schon immer das wundervollste Geschöpf auf Erden.« Stephe lächelte und wandte sich dann ab. Zärtlich legte ihr Vater seine Hände auf ihre dreckverschmierten Wangen. »Ich liebe dich von ganzem Herzen.« Bei dem Siegeschmaus unter freiem Himmel lamentierte Stephies wütende Mutter, ihr Exmann habe seiner Tochter den wundervollen Tag vermiest, und ihre verdrossenen Mannschaftskameradinnen richteten wegen der abgesagten Frankreichreise wütende Fragen an ihre Eltern, die sich aber offenbar vorab darauf geeinigt hatten, sich hinter einer Mauer des Schweigens zu verschanzen. Auch Stephe verhielt sich äußerlich reserviert, doch innerlich war sie in absolut euphorischer Stimmung. Ihre Welt war wieder in Ordnung, alles war großartig.

Stephe trat auf ihren schweren Rucksack zu, der aufrecht auf der Heckklappe des Lastwagens stand. »Soll ich einen Teil deiner Ausrüstung tragen?«, fragte leise John Burns, der sich schon unter der Last seines eigenen, gut fünfunddreißig Kilogramm schweren Rucksacks krümmte und überdies nicht einmal zu Stephies Squad gehörte. Animal quittierte das noble Angebot mit obszönen Bewegungen seiner Zunge. Die anderen Mitglieder der Squad hatten die vulgäre Anspielung auf Burns' angeblich wenig noblen Motive verstanden und grinsten den MG-Schützen an. »Damit werde ich schon fertig«, sagte Stephe, die stöhnend den Rucksack auf ihren Rücken hievte. Fast hätten ihre Beine nachgegeben, aber sie biss die Zähne zusammen und versuchte, weiterhin gleichmäßig

zu atmen, während sie die Gurte um ihren Oberkörper festzurte. Dann griff sie nach dem M-16 mit der unter dem Lauf befestigten M-249-Granatpistole, die wie ein Spielzeug wirkte. Die klobigen, wie Kugeln geformten 40mm-Projektile beulten die Laschen ihres um den Oberkörper geschlungenen Munitionsgurts aus, sodass sie wie ein Pistolero mit großkalibriger Munition wirkte.

Becky March beobachtete, wie John Burns auf die Formation auf der Straße zutrat, ohne auch ihr seine Hilfe anzubieten. Stöhnend schulterte sie den riesigen Rucksack. »Nein, wirklich, ich brauche keine Hilfe«, murmelte sie sarkastisch vor sich hin. »Aber besten Dank, du Arschloch, dass du gefragt hast.« Becky warf Stephie einen funkelnden Blick zu, den diese aber lieber nicht zur Kenntnis nahm.

Normalerweise bestand das Third Platoon aus einunddreißig Soldaten. Heute standen Lieutenant Ackerman und sein Nachrichtenoffizier, Platoon Sergeant Kurth - der gleichzeitig sein »Commo« war, sich also um Aufklärung und Kommunikation kümmerte - vor vier neunköpfigen Infanterie-Squads, die zum Appell vor ihren Vorgesetzten angetreten waren. Von den siebenundzwanzig Infanteristen in den vier durchnummerierten Squads waren neunzehn Männer und acht Frauen. Jede Squad verfügte über zwei Fire Teams - Schützengruppen -, und die acht Frauen wurden gleichmäßig auf die insgesamt acht Fire Teams verteilt. Die Squad-Führer - drei Sergeants und ein Corporal - standen ganz rechts neben den Mitgliedern ihrer Squads, die mit einer Armeslänge Abstand links neben ihnen angetreten waren. Die Soldaten hoben ihre linken Arme, um den auf dem Exerzierplatz obligatorischen Abstand zu überprüfen. Die Formation war länger als gewöhnlich, weil am Ende der Reihe jeder Squad vier Soldaten hinzugefügt worden waren: ein zweiköpfiges MG-Team und ein ebenfalls zweiköpfiges, für alle Fälle von der Kompanie bereitgestelltes Missile Team, eine

Lenkwaffengruppe. Zusammen mit den vier Leuten von der Sanitätsabteilung des Bataillons, die hinter den anderen standen, zählte das Third Platoon heute also fünfzig Mann.

Mit vierzehn begann Stephe sich intensiv für das andere Geschlecht zu interessieren, und den Letzten in einer langen Reihe der süßesten Jungen, die sie *je* gesehen hatte, erblickte sie bei einem konfessionsübergreifenden Trauergottesdienst für die Opfer des Zweiten Jüdischen Holocausts. Er schien älter als sie zu sein – etwa sechzehn – und hatte schwarzes Haar, dunkle Augen und weiche, makellos weiße Haut. *Seine Eltern sind bestimmt Dermatologen*, dachte Stephe. Dann begriff sie plötzlich, dass er Jude sein musste. Während weitere Gebete vorgetragen wurden – einige ihr vertraute auf Englisch, andere auf Hebräisch –, begann Stephe, sich eine Romanze auszumalen, doch dann beugte sich ihr Stiefvater zu ihr herüber. »Das haben sie sich selbst zuzuschreiben«, flüsterte er. »China hat Israel *gewarnt*, keine Atomwaffen einzusetzen.« Stephies Mutter trat dem Stiefvater peinlich berührt auf die Zehen. Als dieser vor Schmerzen ein Zischen von sich gab, blickte sich Stephies imaginärer Freund um, was sie im Innersten erschütterte. Später schrieb sie in ihr Tagebuch, aus den »strahlenden Teichen« der Augen des rätselhaften Jungen seien Tränen über seine »porzellanleiche Haut« hinabgeronnen. An diesem Abend klinkte sie sich ins Internet ein, um die Berichte von Nachrichtenjournalisten über Tel Aviv zu lesen. Es stellte sich heraus, dass Peking Israel tatsächlich vor dem Einsatz von Atomwaffen gewarnt hatte, um so der chinesischen Invasion Einhalt zu gebieten. Als Rache für Israels Atomangriffe auf die chinesischen Armeen hatte China Tel Aviv mitsamt der in der Stadt festsitzenden Bevölkerung vernichtet. Wieder und wieder betrachtete Stephe das Video. Die chinesischen Schriftzeichen am unteren rechten

Bildrand konnte sie nicht entziffern, aber der Count-down der Uhr war weltweit zu verstehen. Bei Null verschluckte ein halbes Dutzend greller Blitze die Skyline der Stadt.

»First, Second und Third Squad und die angegliederten Teams folgen mir und Platoon Sergeant Kurth auf eine Patrouille am Strand!«, verkündete der große, stämmige Ackerman, seines Zeichens frisch gebackener Offizier und Platoon-Führer. »Die Fourth Squad bewacht die Lastwagen!«

»Klappe halten!«, brüllte Staff Sergeant Kurth, obwohl Stephanie keinen Mucks aus den Reihen der Soldaten vernommen hatte. Kurths bedrohlicher Blick galt der Fourth Squad in der Reihe hinter Stephanie, die das bequeme Los gezogen hatte.

»Wer am Strand Patrouille geht, hält gefälligst die Augen offen!«, fuhr Ackerman fort. Hinter seinem Rücken nannten ihn die meisten in Anspielung auf die berühmte Militäarakademie nur *West Point*. »Solltet ihr irgendwelche Spuren finden, meldet ihr das! In dieser Zone wird scharf geschossen! Haltet an beiden Seiten neben der Straße nach Minen Ausschau. Um die Minen unter der Asphaltdecke kümmern sich unsere Leute, sie werden gegenwärtig entschärft. Waffen laden, aber vorher *sichern*.« Metallisches Klicken ertönte, während die Männer und Frauen die Läufe so hielten, dass sie niemanden gefährdeten, und dann die Sicherungshebel überprüften. Stephanie ließ ein gebogenes Magazin mit dreißig Schuss aus ihrem M-16 springen. Die Messinghülsen der oberen beiden Patronen in dem in der Mitte unterteilten Magazin glänzten. Nachdem sie das volle Magazin wieder in das Sturmgewehr hatte einrasten lassen, lud sie die 40-mm-Granatpistole, deren Verschluss an ein Schrotgewehr erinnerte, und vergewisserte sich, dass beide Waffen gesichert waren.

»Gemäß dem Gesetz über die Verteidigung unserer Küsten gilt in dieser Gegend jetzt das Kriegsrecht!«, verkündete Lieutenant Ackerman in einem offiziellen Ton. »Unser Befehl lautet, jeden Zivilisten festzunehmen, der uns über den Weg läuft, und wir sind berechtigt, alle Mittel einzusetzen. Sollten uns Chinesen begegnen, machen wir Meldung, schlagen los und vernichten den Gegner! In einer Reihe angetreten! Für den Job an der Spitze sind Sie vorgesehen, Corporal Higgins, also übernehmen Sie die Führung! Abteilung marsch!«

Mit fünfzehn stellte Stephanie jede Menge Fragen. »Warum bewerfen diese Leute in Neuseeland unser Schiff mit Müll?« Mit vollem Mund antwortete ihr Stiefvater, sie seien sauer, weil die Amerikaner sie nicht verteidigt hätten. Stepnies Mutter kommentierte die Tischmanieren ihres Mannes mit einem Räuspern. »Und warum haben wir sie nicht verteidigt?«, hakte Stephanie nach. Nach Meinung des Stiefvaters war es die Sache nicht wert gewesen, dafür einen dritten Weltkrieg zu riskieren, speziell jetzt nicht, wo die Inbetriebnahme des neuen Raketenschutzschirms der zweiten Generation unmittelbar bevorstand. »Wer ist stärker - wir oder die Chinesen?« Natürlich wir, die Amerikaner. »Und wie kommt's dann, dass wir sie Manila vergewaltigen lassen?« Ihre Mutter ermahnte sie, das Wort »vergewaltigen« nicht zu benutzen, und ihr Stiefvater antwortete, die Chinesen hätten koreanische Werften, auf denen zuvor Supertanker zusammengeschweißt worden seien, dazu benutzt, dort riesige Flugzeugträger zu bauen, die fünfmal größer als die amerikanischen seien und dreimal so viele Kampfflugzeuge transportieren könnten. Bei einigen Schiffen handele es sich um Truppentransporter, die zwanzigtausend Soldaten befördern könnten. »Wie groß ist denn ihre Armee?«, fragte Stephanie. Ungefähr dreißig oder vierzig Millionen

Soldaten, kam die Antwort. »Und wie groß ist *unsere*?« Keine Ahnung, ein paar hunderttausend Soldaten. »Und wie kannst du dann behaupten, wir sind stärker als sie?« Wegen dem Raketenschutzschirm, an dem auch seine Firma mitarbeite, antwortete der Stiefvater. »Aber entwickeln sie nicht auch einen? Tun das nicht alle?« Bald hatte der Stiefvater von Stephies unermüdlicher Fragerei die Nase voll.

Nacheinander marschierten die Trupps den Highway hinab, der parallel zum Strand verlief und direkt in Richtung des Hauses von Stephies Familie führte. Ihr Trupp war die dritte und letzte Squad in der Reihe. Bei zehn Metern Abstand zwischen den Infanteristen war der Mann an der Spitze über dreihundert Meter entfernt, doch Stephanie erblickte dennoch dasselbe wie der vorn gehende Higgins – das lange Band einer verwaisten Straße. Sie sah das durch Higgins' Schritte etwas schwankende Bild auf einem winzigen, an einem Bügel vor ihrem Gesicht angebrachten LCD-Display. Die alten Kevlar-Helme waren mit elektronischen Geräten nachgerüstet worden, zu denen das an dem Bügel befestigte Display, das Mikrofon und der unter den kugelsicheren Ohrschützern angebrachte Kopfhörer mit einem Kabel gehörte, das die Verbindung zu einem batteriebetriebenen Empfänger am Gurtwerk herstellte. Der Mann an der Spitze war mit einer kleinen, stiftförmigen Kamera und einem Transmitter ausgerüstet.

Dennoch war das elektronische System der frisch ausgehobenen 41st Infantry Division mehr oder weniger nur Schnickschnack, da es technisch nicht annähernd so ausgereift war wie das der mit den niedrigeren Nummern versehenen Divisionen von Amerikas Berufsarmee. Das System der Profis war vollständig in deren modernere und leichtere Keramik-Helme integriert.

Stephie ließ den Blick über die Dünen zu ihrer Linken und den Strand zu ihrer Rechten gleiten, doch sie sah nichts außer dem üblichen Abfall, dem man an jedem Straßenrand begegnete: Papiere von Schokoladenriegeln, Coca-Cola-Dosen, vergilbtes, halb vom Sand begrabenes Zeitungspapier.

»Seht euch das an!«, hörte Stephie die Stimme des weiter vorn gehenden Stephon Johnson über ihren Kopfhörer. Johnson, ein Corporal, war ein Grenadier aus Washington und der Führer von Stephies Fire Team Alpha. Jetzt trat er mit seinem Stiefel nach einem gebrauchten Kondom. »Sieht ganz so aus, als hättest du auch ein paar nette Abenteuer an dieser Südstaaten-Riviera erlebt, Roberts.« Als die anderen Männer an dem verrottenden Präservativ vorbeikamen, gaben sie lachend ihre Kommentare ab.

»Haltet die Klappe!«, bellte Sergeant Collins schließlich. Schweigend marschierten sie weiter. An einer Stelle mussten sie einem Krater in der maroden Asphaltdecke ausweichen, der mit brackigem grünlichem Wasser gefüllt war. *Der stammt wahrscheinlich von einer Übung der Bomberpiloten, dachte Stephie. Oder von einem Angriff der Luftstreitkräfte auf einen chinesischen Aufklärungstrupp.*

Ihre Lungen und Oberschenkel begannen zu brennen, Rücken und Schultern schmerzten unter dem schweren »Überlebensgepäck«. Durch die dicken, mit Laubmustern bedruckten Tarnanzüge der Soldaten begann Schweiß zu dringen, während sie weitermarschierten und sich immer mehr von den Lastwagen entfernten. Dagegen kamen sie Stephies Zuhause immer näher. Der Kontakt zur Außenwelt reduzierte sich mehr oder weniger auf die gelegentlichen knisternden Audio- und Videoübertragungen aus der Mitte der Formation, wo Ackerman und sein Commo gingen. Die anderen beiden Platoons ihrer Kompanie befanden sich an anderen Abschnitten des menschenleeren Strands, und der Kommandeur der Kompanie hielt sich bei einem dieser

Platoons auf. Zwar waren sie jetzt nicht in Sichtweite, aber wenn sie sich innerhalb eines Radius von vier Meilen um die Transmitter bewegten, konnte der Kommandeur Videobilder von seinen vier Platoons betrachten.

Zumindest sollte es so funktionieren. Niemand von ihnen hatte eine Vorstellung davon, was sie erwartete. Ihre Einheit, die 21st Infantry, hatte ihre Divisionsfahne erstmals bei einer Zeremonie in Fort Benning in Georgia entrollt. Das war erst einen Monat her. Die sechshundert Männer und Frauen von Stepies 3rd Battalion des 519th Infantry Regiment gehörten zu einem der fünfzehn Infanteriebataillone der Division. Erst am Vortag hatte die Charlie Company vom 3rd Battalion des 519th Infantry Regiment ihre Befehle für diesen ersten Einsatz erhalten.

Seitdem hatte sich Stepie ununterbrochen Gedanken über den wahren Zweck ihres Einsatzes gemacht. Während einer beinahe schlaflos verbrachten Nacht war ihr eingefallen, dass die Aufklärung der Küstenregion auch durch unbemannte Dronen bewerkstelligt werden konnte. Aber sie wusste, dass jeden Tag Einheiten in Richtung Süden geschickt wurden. Vielleicht war es eine taktische Übung, damit sie sich mit dem Terrain des Kriegsschauplatzes vertraut machen und ein Gefühl dafür entwickeln konnten. Eventuell war es aber auch nur ein symbolischer Akt, ein letzter Ausflug an die Küste, durch den die Souveränität der Vereinigten Staaten über ein Gebiet demonstriert werden sollte, das bald schon den Chinesen gehören würde. Doch selbst wenn es sich nur um einen symbolischen Akt handelte - diese Patrouille war gefährlich. Praktisch jeden Tag gab es hier irgendwelche Scharmützel. An der Küste wimmelte es nur so von chinesischen Aufklärungsfahrzeugen, Kundschaftern, Patrouillen und Stoßtrupps. *Aber, hatte sie gedacht, irgendwann muss eben Blut fließen. Besser jetzt, wo wir es nur mit einem Aufklärungstrupp zu tun haben, dem wir*

zahlenmäßig zehnmal überlegen sind, als später, wenn sich das Verhältnis zugunsten der Chinesen umgekehrt hat.

Im Third Platoon dienten Weiße, Hispanoamerikaner, Afroamerikaner und Angehörige anderer ethnischer Minderheiten, die aus allen Teilen der Vereinigten Staaten stammten. Da es bei der Einberufung praktisch keinerlei Zurückstellungen gegeben hatte, stammten die Soldaten und Soldatinnen aus allen sozialen Schichten. Aber die Repräsentanten ihrer Generation ähnelten sich stärker als irgendeine Generation ihrer Vorgänger, die je in der amerikanischen Geschichte gedient hatte. In einer vernetzten Welt waren sie sich alle immer ähnlicher geworden, und gemeinsam war diesen gut vierzig Teenagern, dass keiner von ihnen jemals irgendein lebendes Wesen getötet hatte. Alle waren in der Stadt oder in Vorstädten groß geworden - einen Jäger oder Naturburschen suchte man unter ihnen vergebens.

An ihrem sechzehnten Geburtstag hatte Stephanie ihr erstes Bier getrunken und ihren ersten Joint geraucht. Damals stolperte sie bei einem Spaziergang am Strand über ein paar Jugendliche von ihrer Highschool, denen ein in einem nahe gelegenen Laden gekauftes Sixpack offenbar reichte, um sich einen Rausch anzutrinken. Stephanie feuerte sie beim Strandfußball an und trank verstohlen ein paar Schlückchen aus ihren Bierdosen, bis schließlich Conner Reilly, der Coolste unter den Coolen, zu ihr kam und ihr eine Büchse anbot. Sie war das einzige Mädchen weit und breit. Die Sonne glänzte auf den Oberkörpern der Jungen, die sich fast gegenseitig umbrachten, um ein sinnloses Spiel zu gewinnen. Erzielte eines der beiden Teams bei dem hart umkämpften Match einen Treffer, reckte Stephanie schreiend die Fäuste in die Luft. Irgendwie entging ihr das Ende des Spiels, und sie hatte keine Ahnung, wer eigentlich gewonnen hatte. Folglich sagte sie nichts, als die

anderen sich neben ihr und dem Kühlbehälter in den Sand fallen ließen, einen Joint anzündeten und ihn dann herumgehen ließen. Stephanie war schon von dem Bier beschwipst. Als dann der dünne, zerdrückte Joint bei ihr landete, nahm sie einen Zug und stieß den Rauch sofort wieder aus. Ihr Husten provozierte Gelächter. Beim nächsten Mal inhalierte sie. Ihr Gesicht wurde rot, und sie glaubte zu ersticken.

»Sie sind da draußen«, sagte Conner Reilly mit einem Nicken in Richtung Golf von Mexiko, während Stepies Brust noch immer von den Nachwirkungen des Joints durchgeschüttelt wurde. Conner war gebräunt und groß, schließlich gehörte er zum Basketball-Team, aber er hatte grüne Augen und lange Wimpern, ganz wie ein Model aus der Modebranche. Außerdem ging er mit dem am besten aussehenden Mädchen der ganzen Schule, das Stephanie die Hölle heiß machen würde, wenn von ihr irgendeine Bedrohung ausgehen sollte, was Stephanie aber selbst unwahrscheinlich erschien.

»Unsinn«, antwortete Walter Ames. Sein Vater war schwarz, seine Mutter weiß, er selbst der Inbegriff der Coolness. Nur weil er in der Nähe war, fühlte Stephanie sich selbst cool, aber sie fragte sich, ob die Jungen sie am Montag in der Schule noch grüßen würden. »Die sind viel zu sehr mit der Invasion Japans beschäftigt«, sagte Walter, doch Conner ließ sich nicht umstimmen.

»China hat auf Inseln entlang der ganzen afrikanischen Küste Militärstützpunkte«, erklärte er und zeichnete eine Art Karte in den Sand. Auf Connors »Meer« wirkten die Inseln wie Sommersprossen. Während Stephanie mit einem Finger die Zeichnung vollendete, studierte sie aus nächster Nähe Connors selbst gemachtes Lederarmband. *Was wäre, wenn er es mir schenken würde, weil ...* Zwar konnte sie sich nicht vorstellen, warum er das tun sollte, aber es genügte ihr, sich in ihrer Fantasie auszumalen, wie sie es ihren Freundinnen zeigte. *»Je presente ...* Conner Reillys

Armband!« Ohne es zu merken, schloss sie die Augen, um sich das famose Leben vorzustellen, das dann folgen würde. »Mein Vater sagt, dass wir uns einen schönen Tages im Krieg befinden werden«, beharrte Conner. Stephanie blickte ihn an, und nun geschah etwas äußerst Unerwartetes. Er erwiderte ihren Blick. Alle waren anderer Meinung, inklusive Stephanie, die einfach nur dazugehören wollte.

»Aber wir sind doch ... absolute *Isolationisten!*« Das lange Wort und Stepies unsichere Aussprache desselben brachten die Jungs zum Lachen.

Nachdem sie etwa eine Meile lang den Strand hinabgegangen waren, sahen sie eine an Land gespülte, mit Seegras und Tang bedeckte Leiche. Von der Straße aus konnte man nicht mehr erkennen, und sie legten eine kurze Pause ein, während der Lieutenant seine Karte studierte, auf der Minenfelder verzeichnet waren. Dann schickte er zwei Männer zum Strand. Bei der Leiche angekommen, zuckten die beiden entsetzt zusammen. Schließlich kehrten sie zurück, um dem Lieutenant Meldung zu machen, der seinerseits über Funk den Kommandeur informierte. Schnell verbreitete sich die Nachricht, dass es sich bei dem Toten um einen amerikanischen Matrosen handelte, der sehr, sehr lange im Wasser gelegen hatte. Die Männer kehrten zu der Leiche zurück, rammten ein Stück Treibholz in den Sand und befestigten ein weißes Handtuch daran.

»Muss aus der Richtung der Straße von Havanna her angespült worden sein«, bemerkte Animal. Der Mann schwitzte stark und legte sein schweres, altes M-60 auf seinen Schoß, um sich mit einem Handtuch das Gesicht abzuwischen. Er und Massera kamen vom Weapons-Platoon, einem Platoon ohne Nummer, das die schwereren Waffen führte. Folglich waren sie Outsider, genau wie die Männer vom Missile Team, der Lenkwaffengruppe.